

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

95 (24.4.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, 24. April

des „Volksfreund“

Nummer 95 — 1915

Das furchtbare.

Von Guy de Maupassant.

Eine warme Nacht senkte sich über das Land. Die Frauen waren im Salon der Villa zurückgeblieben. Vor der Tür aber hatten es sich die Männer bequem gemacht. Rund um einen Tisch, auf dem Tassen und leere Gläser herumstanden, schmauchten sie ihre Zigaretten und sahen auf ihren Gartensesseln wie Reiter auf hohen Rossen.

Die Zigaretten funkelten wie glühende Augen durch die finstere Dämmerung. Da kam man auf einen schrecklichen Vorfall zu sprechen, der sich am Abend vorher ereignet hatte: Zwei Männer und drei Frauen waren unter den Augen der zusammengetrübten Menge im Flusse ertrunken.

Der General v. G. . . sagte: „Ja, solche Dinge sind schrecklich, aber nicht furchtbar.“

Das alte Wort furchtbar will mehr sagen als schrecklich. Ein Zufall, wie dieser, erregt, erschüttert, verblüfft: er bringt uns aber schließlich nicht aus der Fassung. Um Entsetzen zu empfinden, ist mehr als Gemütsregung und mehr als der schreckliche Anblick eines Toten notwendig; es muß ein mysteriöses Schaudern, die Empfindung eines ungeheuren, unnatürlichen Schreckens sein. Ein Mensch, der unter noch so dramatischen Umständen stirbt, ruft kein Entsetzen hervor. Ein Kampffeld macht nicht schaudern. Was ist nicht furchtbar, die gemeinsten Verbrechen sind selten furchtbar.

Galt, da haben Sie ein selbsterlebtes Beispiel, das mich erst das Entsetzen begreifen ließ.

Es war während des Krieges 1870. Wir zogen uns gegen Pont-Audemer zurück, nachdem wir Rouen verlassen hatten. Ein Heer von fast 20 000 Mann, 20 000 Mann in wilder Flucht, demoralisiert, erschöpft, zogen gegen Havre, um sich dort wieder zu sammeln.

Die Erde war mit Schnee bedeckt. Die Nacht brach herein. Seit gestern hatte niemand gegessen. Man schliefte hastig, denn die Preußen waren nah.

Die weite normannische Ebene — bleifarbig und finster — lag unter einem schwarzen, schweren und unheimlichen Himmel.

Im trüben Scheine dieser Dämmerung vernahm man bloß das verworrene, dumpfe und dennoch starke Geräusch der marschierenden Truppen — ein fortwährendes Getrappe, vermischt mit dem undeutlichen Geklirre der Säbel und Gewehre. Krumm und gebeugt, schmutzig, ja zerlumpt schlüpfen und schleppeten sich Menschen durch den Schnee — mit todmüden, langsamen Schritten . . .

Die Hände klebten am Kolbenstiel, denn furchtbar froh es in jener Nacht. Oft sah ich, wie ein kleiner Garbist seine Schuße auszog und barsch weiterging, nur um sich von seinem schwächeren Schuhwerk zu befreien.

Wohin sein Fuß trat, blieb eine Blutspur zurück. Nach einiger Zeit setzte er sich nieder, um auf freiem Felde zu rasten, doch er sollte nicht mehr aufstehen. Wer immer sich niederlegte, war dem Tode geweiht.

Diese armen, erschöpften Soldaten, die, sobald sie ihre steifen Füße wieder fühlten, weitergehen wollten, wir mußten sie zurücklassen! Sobald sie aber aufhörten, sich zu bewegen und das schwere Blut in ihrem erstarrten Leibe zirkulieren zu lassen, erfaßte sie der unüberwindliche Winterschlaf, fesselte sie an die Erde, schloß ihre Augen und brachte in einer Sekunde den ermatteten Menschenmechanismus zum Stillstand. Sie schliefen zuerst ein wenig ein, das Gesicht auf die Erde gestützt, ohne jedoch jeglich herunterzufallen, denn ihre Kenden und Arme wurden unheimlich, hart wie Holz, sodaß sie sich weder biegen noch aufrichten konnten.

Doch wir Stärkeren, erstarrt bis ins Mark, wie von einer fremden, geheimnisvollen Kraft getrieben, gingen immer vorwärts, in dieser Nacht, vom Schnee umweht, über diesem kalten und toten Lande — niedergepreßt von Gram, Verzweiflung und Niederlage, besonders niedergedrückt durch den Anblick der Verlassenheit, des Todes, der Vernichtung und Verwesung . . .

Ich bemerkte zwei Gendarmen, die in ihren Händen einen kleinen, sonderbaren, alten, bartlosen Mann hielten, der einen eigenartigen Eindruck machte.

Die suchten einen Offizier, im Glauben, einen Spion gefangen zu haben.

Das Wort „Spion“ lief durch die Reihen der Nachzügler und sofort bildete sich um den Gefangenen ein Ring. Eine Stimme rief: „Schleift ihn nieder!“ Alle diese Soldaten, die fast vor Ermattung niedergesunken waren, wenn sie sich nicht auf ihre Gewehre gestützt hätten, rasten plötzlich, fiebernd vor Bohn, in bestialischem Wut, jener Wut, die Menschenmassen zu Mebeleen treibt.

Ich wollte reden; ich war damals Bataillonskommandant; man kannte aber keine Kommandanten mehr, man hätte mich selbst fürstelt.

Einer der Gendarmen jagte zu mir: „Drei Tage folgt er uns schon. Er zieht bei allen Leuten Erkundigungen über unsere Artillerie ein.“

Ich versuchte, den Mann auszufragen: „Was machen Sie? Was wollen Sie? Warum begleiten Sie die Armee?“

Er sprudelte einige unverständliche Worte hervor. In der Tat! Es war eine sonderbare Person, mit schmalen Schultern, mit tüdlichen Augen und so verwirrt, daß ich wirklich nicht mehr zweifelte, daß es ein Spion sei. Er sah recht alt und schwach aus. Er betrachtete mich von unten aus mit einem demütsvollen, stumpfsinnigen und fühligen Blicke.

Die Menschen um uns schrien: „An die Wand! An die Wand!“

Ich sagte zu den Gendarmen: „Hasten Sie für den Gefangenen?“

Ich hatte noch nicht geendet, als mich ein heftiger Stoß umwarf. Im selben Augenblick sah ich, wie die wütenden Soldaten den Mann ergriffen, zu Boden schlugen, an den Wegrand schleppten und gegen einen Baum schleuderten. Fast tot brach er im Schnee zusammen.

Er wurde sofort erschossen. Die Soldaten feuerten auf ihn, luden ihre Gewehre wieder und schossen nochmals mit tierischer Erbitterung. Sie rauchten, um auch an die Reihe zu kommen. Jeder zog an der Leiche vorbei und schoß auf sie, wie man an einem offenen Sarge vorbeigeht, um die Leiche mit geweihtem Wasser zu besprengen.

Wöglich — ein Schrei: „Die Preußen! Die Preußen!“ Überall hörte ich das furchtbare Geräusch eines flüchtenden verlorenen Heeres.

Die Panik, hervorgerufen durch die Schüsse auf den Landstreicher, erschütterte die Scharfrichter selbst; ohne zu begreifen, daß sie den Schreden selbst verursacht hatten, flüchteten sie in die Dämmerung hinaus, um sich zu retten.

Ich blieb mit den zwei Gendarmen, die ihre Pflicht neben mir zurückhielt, bei der Leiche.

Sie hoben das zer Schlagene und blutende Stück Fleisch. „Man muß ihn durchsuchen“, sagte ich.

Ich zog eine Schachtel Wachsstreichhölzer aus meiner Tasche heraus. Der eine Soldat leuchtete dem andern, zwischen beiden stand ich selbst.

Der Gendarm, der den Körper in Händen hielt, sagte an: „Der Anzug besteht aus einem blauen Kittel, einem weißen Hemd, einer Hose und einem Paar Schuhe.“

Das erste Streichhölzchen erlosch; ein zweites wurde angezündet. Der Mann sagte, indem er die Taschen auf die linke Seite kehrte: „Ein Hornmesser, ein kariertes Taschentuch, eine Tabakdose, eine Schür und ein Stück Brot.“

Das zweite Streichhölzchen erlosch. Man zündete ein drittes an. Nachdem der Gendarm die Leiche ziemlich lange betastet hatte, erklärte er: „Das ist alles.“

Ich sagte: „Ziehen Sie ihn aus. Vielleicht finden wir noch etwas am Körper!“

Damit beide Soldaten zugleich angreifen könnten, leuchtete ich ihnen. Ich sah, wie sie im schnell erlöschenden Lichte der Kerzen die Kleidungsstücke abnahmen und das Bündel blutenden, noch warmen, aber toten Fleisches entblühten.

Wöglich stammelte einer von ihnen: „Um Gottes willen, Herr Kommandant, es ist eine Frau!“

Ich kann Ihnen wirklich nicht schildern, was für ein sonderbares und schneidendes Gefühl der Bestenmung in diesem Moment mein Herz durchzuckte. Ich konnte es nicht glauben und ich kniete in den Schnee vor dieser ungestalteten Masse nieder: es war eine Frau!

Bestürzt und niedergedrückt warteten die beiden Gendarmen, bis ich einen Zettel ausstellte.

Ich wußte nicht, was ich mir denken, was ich vermuten sollte.

Dann sagte langsam der Unteroffizier: „Vielleicht suchte sie ihren Sohn, der bei der Artillerie war und von dem sie lange keine Nachricht hatte.“

Der andere antwortete: „Es ist sehr wahrscheinlich. Ich glaube auch.“

Und ich, der in meinem Leben genug Schreckliches gesehen hatte, ich brach in Tränen aus. Angesichts dieses Todes, in dieser eisigen Nacht, inmitten auf schwarzer Flur, vor diesem Mysterium, vor der ermordeten Unbekannten, habe ich begriffen, was das Wort „Furchtbar“ sagen will.“

Aus feldpostbriefen.

Mit 30 Mann hinter der Front der französischen Schützenlinie.

Die Brigade steht im Angriff auf die Höhen südlich Coignes. General Graf Joch, der in der Frühe des 26. August 1914 unser Bataillon zur Verstärkung des linken Flügels vorzieht, gibt meiner Kompanie auf der Höhe südlich Combrimont den Befehl, den Angriff gegen den schon wankenden Gegner rücksichtslos und mit aller Energie vorzutragen.

Die Kompanie entwickelt sich gegen Süd-Ausgang von Bonipaire. Die gegnerische Artillerie nimmt uns unter hartem Feuer, doch schon sind wir in Bonipaire und nun geht im Aufschreit über den breiten Wiesengrund. Vor uns fliegt ein Bach. Da rollt die erste Salve vom jenseitigen Waldbrand in unsere Linie. Ein kurzes Feuergefecht und gruppenweise geht es über den Bach. Dem Gegner wird es unheimlich und er räumt seinen vorgeschobenen Schützengraben, der vorzüglich im Wald angebracht war.

Nun hinauf gegen die Höhen von Coindimont! Vor uns ununterbrochenes Feuer von französischen Maschinengewehren. Ob man sie hören kann? — Der gegnerische rechte Flügel scheint da oben ebenso zu Ende zu sein, wie hier unter linker. Gar mander kommt nicht mehr mit, zu steil ist der Gang, zu dicht der Ginsten. Es m u h geben, Leute! Wir bekommen sie sicher in der Flanke! Seitengewehre aufpflanzen! — Halbblut geht der Befehl durch.

Nun sind wir oben. Die Lunge droht zu zerplatzen. Dort halbrechts stehen die Maschinengewehre, keine 100 Meter von uns. Noch haben sie den Feind in ihrer rechten Flanke nicht bemerkt. „Rechtschwenkt! Marsch marsch!“ — Noch 20 bis 30 Meter legen wir zurück, dann haben sie uns drohen ihre Gewehre bei. Aber es ist zu spät. Vermutlich haben sie sich auch nicht mehr die Zeit genommen, ihre Visiere umzustellen, denn der ganze Angelerger pfeift über unsere Köpfe weg, während wir im Laufes Schuß auf Schuß gegen sie abgeben. Jetzt sind wir unter ihnen und Kolben und Bajonett vollenden das übrige. Es waren brave Soldaten gewesen, die bis zuletzt aushielten. Einem Sterbenden mußten wir mit Gewalt das Maschinengewehr entreißen.

Was nun? Unten am heißen Gang, zwischen uns und den Unfrigen, liegt noch die gegnerische Infanterie in Feuerstellung, ohne Abnung, daß wir 30 Mann hinter ihrer Front uns befinden. Schon wollen wir die erbeuteten zwei Maschinengewehre in dem schützenden Ginsten bergen und dort weitere Schritte überlegen, da erklirte ich durch das Glas halbkreis bei den

Häusern von Coindimont zwei feindliche Geschütze. Und dort am Höhenweg flüchtende Kanoniere! Ob sie vor uns ausweichen oder vor dem Feuer unserer schweren Artillerie, das eben auf der Häusergruppe liegt? Die müssen wir noch holen! — Wo im Aufschreit hinüber! Vor den Franzosen haben wir keine Bange, aber unsere Artillerie schießt mit unheimlicher Sicherheit in das Geßöt. In der arbeitsigen Dorfstraße finden wir noch ein drittes Geschütz bespamt und umgestürt. Daneben die Despannungen von zwei andern Geschützen. Schneller sind diese Geschütze sicherlich nie bespamt worden. Jetzt aber abfahren, bevor die da vorne merken, was hinter ihrer Front sich abspielt. In diesem Augenblick pfeift sich wie eine Faust aufs pochende Herz. Die französische Infanterie geht zurück. Wenn sie gerade zurückgeht, sind wir verloren. Abgesessen! — Feuerstellung hinter den Häusern! — Jetzt umstampft die Faust den Rebolber. Willig sollen sie uns nicht haben. — Das Blut ist mit uns. Nur den Ostrand streifen sie und jetzt krachen unsere Wäffen in die fliehende Schützenlinie hinein, daß sie davongehen, als sei ihnen der Teufel auf den Fersen.

„Batterie aufgesessen!“ — Nie werde ich das Bild vergessen, wie die modernen Infanteristen auf die Pferde und Krögen klattern. — Auf dem Schoß halten sie die erbeuteten Maschinengewehre. So geht zwischen der zurückgehenden französischen und der vorgehenden deutschen Schützenlinie hinunter nach Coindimont, wo wir die Beute dem dort schon anwesenden Brigade-Kommandeur übergeben. Manchen von den dreißig Mann deckt heute schon der grüne Rasen. Den Ueberlebenden werden jene Augenblicke unvergänglich bleiben. 333.

Vermishtes.

* Stinkbomben als Waffe. Vom Kriegsschauplatz hören wir, daß mit Gasen gefüllte Geschosse in die Nähe der Schützengraben geworfen werden, um unsere Soldaten zu bekümben oder zu vergiften. Die Gase haben nur die gute Eigenschaft, schnell zu verflüchtigen. An sich ist dieser Art des Kampfes namentlich als Abwehrmittel in der Heimat verbreitet, wobei sich besonders der Stunk ausgebreitet, der eine erdbebenerregende älige Flüssigkeit mehrere Meter weit spritzen kann. Auch im Altertum verbande man überreizende Flüssigkeiten, besonders gut verstanden es aber die Chinesen, sich dieser Waffe zu bedienen. Die Stinktöpfe, Giftkutschung, Köpfe der wohlriechenden Kräuter, wie die Chinesen sie nennen, sind oder waren die gefährlichste Waffe der mongolischen Seeräuber. Sie warfen eine Anzahl auf das Schiff, welches sie kapern wollten, und warteten dann ab, bis die Mannschaft ohnmächtig geworden war. Die Giftkutschung werden als sehr dümmwändige Kräfte mit kleiner Halsöffnung beschrieben, die verstopft waren. Der Holländer Siebold beschreibt den Inhalt als eine ägige Masse, die langsam über den Boden fliegt und sich nach und nach in dicken, dunkelgelben Qualm von entsetzlich heftigem Gestank auflöst. Die Zusammensetzung dieser Masse ist ein Geheimnis der Räuber. Einen Hauptbestandteil bildet Asa foetida, sowie Schwefel, ferner sollen Kaifischgalle und verwesene Wachseltiere darin enthalten gewesen sein. Die chinesische Regierung war stets bemüht, diese Kriegsgeschosse und verwesene Wachseltiere mit Erfolg angewandt wurde, auszuräumen. Auf die Herstellung der Köpfe stand Todesstrafe. Dennoch gelang es erst durch die Einführung europäischer Militärkontrollen, diesen Gewerkszweig, der in den berühmten Novellenbüchern eine oft sehr lustige Rolle spielt, zu unterdrücken. Er wird in dem großen Reich der Mitte sicherlich im Verborgenen weiterzubähen.

Heiteres.

In der Elektrischen. Zwei Herren sitzen sich auf den Polstern der Elektrischen gegenüber. Ihre Körperfüllen sind in warme Pelze gehüllt, aus denen zwei rote, dickwellige Gesichter hervorschauen. Der eine Herr beugt sich vor und klopft dem andern auf die Schulter: „Ich sage Ihnen, und Sie können mir glauben aufs Wort: Sedzigtausend Mark hat er verdient in zwei Wochen.“ — „Was sind sechzigtausend Mark?“ antwortete der andere. „Wenn man jetzt nicht das Geschäft wahrnimmt — was wird zu verdienen sein nach dem Krieg? Ich schliche heute gehnlaufend Sad ab und liefere sie morgen mit einzwanzig Aufschlag. Uebrigens, wie geht es Ihrem Gemund?“ — „Danke. Gott sei Dank, es geht ihm gut. Aber er wünscht, daß es bald und glücklich zu Ende war.“ — „Warum zu Ende?“ — „Sie sehen sich beide an und lächeln. Dann sagt der erste: „Sie haben große Strapagen.“ — „Geben wir beim Geschäft nicht auch unsere Strapagen?“ Und die beiden Herren sehen sich wieder an und lächeln.

Die Fahne. „Warum stecken Sie denn die Fahne hinaus, Herr Nachbar?“ — „Wissen S; ich muß nämlich bereifen, und es könnte doch gerade in diesen Tagen ein großer Sieg herauskommen.“

Die Laufjagd.*

Nach der Melodie „Steh ich in finst'rer Mitternacht.“
Steh' ich in finst'rer Mitternacht
So einm auf der Laufjagd,
So den ich an die Progerie,
Ob sie nichts hat fürs Laufvieh;
Und wenn ich oft des nachts erwach,
Sicht alles bei der Laufjagd!
Als ich zum Kriege forgerüst,
Hab' ich nichts von dem Vieh getruft,
Bis ich nun hier so manche Nacht
Von diesen Läufern aufgemacht.
Wie glücklich seid ihr doch dahetm,
Die ihr nichts wist von dieser Peint!
Ein Wunder ist's wohl sicher nicht,
Daß wir erfinden dies Gedicht.
Biel Matten gibt es hier und Wäffe,
Doch nicht so viel als russ'che Läuße.
Die find' man hier in jedem Haus,
Willecht auch bei Jar Mitlaus!

* Dieses Gedicht wurde der „Frankf. Volksst.“ von vier Fliegern von Niederrad, Bornheim, Hausen und Bimheim, die nach Darmstadt zur Fahne gerufen waren und von dort nach Rußland ins Feld zogen, aus der Gegend von Ruzno zur Veröffentlichung überreicht. Das dertse, aber launige Werkchen zeigt die Ueberlegenheit des deutschen Humors selbst in den schwierigsten und peinlichsten Lagen. Wir senden den vier Frankfurter Fliegern unsere besten Grüße ins Feld und wünschen ihnen, daß sie durch alle Kriegsmühen hindurch ihre treffliche Laune gesund wieder nach Hause bringen möchten. Die Red.